

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie
= Swiss journal of sociology
Band: 30 (2004)
Heft: 3

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Recensions critiques = Book reviews

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen / Recensions critiques / Book Reviews

Die Auswahl der Bücher zur Rezension behalten sich die Redaktion und die beiden für diese Rubrik Verantwortlichen vor. Unverlangt eingesandte Buchbesprechungen werden nicht veröffentlicht.

Le choix des livres qui font l'objet d'une recension critique est effectué par la rédaction et par les deux responsables de cette rubrique. Les recensions non sollicitées ne sont pas publiées.

Books to be reviewed are selected by the Editor and the two Book Review Editors. Unsolicited reviews are not published.

Bettina Heintz, Martina Merz und Christina Schumacher, Wissenschaft, die Grenzen schafft.

Geschlechterkonstellationen im disziplinären Vergleich, transcript, Bielefeld 2004, 317 Seiten

Nur wenige der Studien, die Geschlechterdifferenzen in der Wissenschaft zum Thema machen, konzentrieren sich auf die Alltagspraktiken im Wissenschaftsbetrieb, um die alltägliche Etablierung und Rekonstituierung der Geschlechterordnung im Wissenschaftskontext zu untersuchen. In dieser Perspektive durchgeführte Studien gehen der Frage nach, wie und in welchen Zusammenhängen geschlechtliche Zuschreibungen in der alltäglichen wissenschaftlichen Berufspraxis vorgenommen und aktualisiert werden. In diesen alltagskulturellen Zuschreibungen und den damit verbundenen sozialen Ausschlussmechanismen orten sie den primären Grund für die weibliche Unterrepräsentanz an Universitäten und Hochschulen. Während sich die vorliegenden Studien auf die Untersuchung einzelner Disziplinen oder Felder beschränken, fehlte bis anhin eine entsprechende, zugleich komparative und qualitativ-empirische Analyse gänzlich. Den Soziologinnen Bettina Heintz, Martina Merz und Christina Schumacher ist es gelungen, mit ihrer ethnographischen Untersuchung eine Studie vorzulegen, die mit einer überzeugend innovativen Fragestellung auf dieses

Forschungsdesiderat reagiert und sowohl für die Wissenschafts- als auch für die Geschlechterforschung einen bedeutenden Beitrag markiert. Ausgehend von der Vermutung, dass sich Geschlechterunterschiede – sofern überhaupt feststellbar – nicht notwendigerweise in allen Fachdisziplinen gleichermassen manifestieren, arbeiten die Autorinnen Gemeinsamkeiten und Spezifika verschiedener Disziplinen heraus, um diejenigen Bedingungen zu identifizieren, unter denen Genderdifferenzen erzeugt und wirksam werden.

In einem ausführlichen ersten, von Bettina Heintz verfassten Teil wird diese Fragestellung theoretisch hergeleitet und die Ausdifferenzierung von Wissenschaftsstruktur und Geschlechterordnung historisch nachgezeichnet. Interessanter Ausgangspunkt ist die Feststellung, dass das gesellschaftlich anerkannte und von Merton formulierte Normprinzip, nach dem die Wissenschaft ein meritokratisches System ist, das ausschliesslich auf Qualifikation und Leistung und nicht etwa auf Persönlichkeitskriterien beruht, faktisch von einem Ungleichheitssystem überlagert wird, welches auch über zugeschriebene Merkmale wie Geschlecht reguliert wird. Diese Koexistenz von universalistischem Anspruch und faktischer Ungleichheit gilt es also für die heutige Situation zu explorieren.

Bei der Auswahl der vier untersuchten Disziplinen liessen sich die Autorinnen von verschiedenen Überlegungen leiten. So stell-

ten die Dimensionen Feld- versus Laborwissenschaften und Wissenschafts- versus Berufsorientierung die entscheidende Matrix dar, nach der schliesslich die einzelnen Fächer bestimmt wurden. Auch forschungspragmatische Aspekte spielten eine Rolle, weshalb die auf den ersten Blick vermissten Sozial- und Geisteswissenschaften aufgrund ihrer nur schwerlich beobachtbaren Tätigkeiten nicht in Betracht gezogen wurden. Die Wahl fiel schliesslich auf die Botanik, die Pharmazie, die Meteorologie und die Architektur. Dabei konzentrierten sich Martina Merz und Christina Schumacher in der empirischen Untersuchung auf vier Fallstudien, die sie allesamt an Instituten derselben Hochschule durchführten.

In einer «Ortsbegehung» wird die Leserin im zweiten Teil zunächst in die unterschiedlichen Alltagswelten dieser Institute eingeführt. Gemeinsam mit den Ethnographinnen betritt man beispielsweise die efeubewachsene Villa aus historischer Epoche, steigt die hölzerne Treppe hoch und findet sich in der repräsentativen Empfangshalle wieder, wo der Blick auf das glorifizierende Wandgemälde fällt. Man durchquert klinisch saubere Laborgänge, geht an verschliessbaren Schränken entlang, wo Strassenschuhe gegen Gesundheitsschuhe getauscht werden, sieht Pipetten in allen Grössen, riecht den aseptischen Geruch und fühlt förmlich die konzentrierte Stille, die in Bürogängen herrscht und nur durch das Klappern der Tastaturen unterbrochen wird. Diesen mit viel Liebe zum Detail vorgenommenen ersten Augenschein ergänzen die Ethnographinnen mit Angaben zur organisatorischen Struktur der jeweiligen Institute und zur gesamten Untersuchungsanlage.

Der dritte Teil des Buchs stellt die Kulturen der einzelnen Disziplinen und ihre epistemischen Praktiken vor, denn ihrer Anfangsthese folgend gehen die Autorinnen davon aus, «dass über Geschlechterdifferenzen in den Wissenschaften nicht diskutiert werden kann, ohne die Spezifika disziplinärer Kulturen zu berücksichtigen.» (108) Entsprechend werden die Alltags-

praktiken in den Instituten zunächst noch ohne Blick auf die Genderfrage beschrieben, wobei jeweils zwei Disziplinen einander gegenübergestellt werden. Die überraschend anmutenden Kontrastierungen bringen Interessantes hervor: Christina Schumacher vergleicht Botanik und Architektur, indem sie beide als Feldwissenschaften begreift. Beiden Disziplinen kommt eine epistemische Doppelfunktion des Feldes zu, welches sowohl als Datenreservoir wie als Experimentier- und Interventionsraum dient. Gleichzeitig setzt der Umstand, dass Feldwissenschaften umgebungssensitive Disziplinen sind, ihrer Standardisierbarkeit Grenzen, weil die Bedingungen der wissenschaftlichen Arbeit nicht vollumfänglich kontrollierbar sind. Die Meteorologie und die Pharmazie kontrastiert Martina Merz in Bezug auf deren «Identitätsregimes». Ein ausführlicher Vergleich von Objektkonstitution, sozialer Organisation und Identitätskonstruktion zeigt vielfältige Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen der Meteorologie als hauptsächlicher Feld- und der Pharmazie als traditioneller Laborwissenschaft auf. Gemeinsam ist beiden Disziplinen unter anderem ein hoher Technisierungsgrad, der interdisziplinäre und kooperierende Arbeitsweisen in der Forschung begünstigt.

In einer «Zusammenschau» versuchen die Autorinnen, ihre Analysen noch einmal zu rekapitulieren und für die Untersuchung der eigentlichen, noch anstehenden Fragestellung der Studie – die geschlechtliche Differenzierung im disziplinären Vergleich – fruchtbar zu machen. Nebst der bereits in der Einleitung ausgeführten Hauptthese, dass ein hoher Standardisierungsgrad personale Eigenschaften einebene und daher Geschlechterdifferenzen weitgehend zum Verschwinden bringe, vermuten die Autorinnen, dass «verschiedene epistemische Räume und die mit ihnen verbundenen Praktiken der Objektkonstitution und -handhabung auf unterschiedliche Weise Spielräume für eine Darstellung von Geschlecht entfalten.» (192) Ebenso gehen sie

davon aus, dass eine enge arbeitsteilige Kooperation der Geschlechterdifferenzierung entgegenwirke, weil hier das Geschlecht als sekundäres Merkmal gegenüber der Bedeutung funktionaler Merkmale in den Hintergrund trete. Ein hoher Grad an Informalität in der alltäglichen Interaktion, wie er beispielsweise in der Architektur und der Botanik vorhanden ist, lasse dagegen, so eine weitere These, vermehrt Raum zur Inszenierung und Artikulierung von Geschlechterdifferenzen. Schliesslich sei davon auszugehen, dass die Bilder und Grenzdiskurse, auf welche sich die disziplinären Identitäten beziehen, für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler jeweils nicht in gleichem Masse anschlussfähig seien.

Mit diesen Thesen machen sich nun die Autorinnen im vierten Teil auf eine «Spurensuche» im Feld. Die Frage, ob und inwiefern sich eine Geschlechterdifferenzierung in den untersuchten Disziplinen artikuliert, nehmen sie in einem ersten Abschnitt mittels Laufbahninterviews unter die Lupe. Die narrativen Rekonstruktionen der Karriereverläufe der Gesprächspartnerinnen und -partner zeigen auf, dass die Kategorie Geschlecht in der Wahrnehmung der Interviewten je nach Karrierephasen eine unterschiedliche Relevanz erlangt. Geschlechtsspezifische Mechanismen manifestieren sich insbesondere bei der Wahl des Studienfachs und erneut in bereits fortgeschrittenen akademischen Berufsstadien. Während die Interviewten in der Begründung ihrer Studienwahl noch geschlechterdifferenzierenden Argumentationen folgen und auf Genderstereotype rekurrieren, verliert sich diese Deutungsperspektive in Bezug auf die Mittelbauphase. In weiter fortgeschrittenen Karrierestufen differenziert sich das Bild nach Disziplinen aus: Während in den drei Naturwissenschaften Geschlechterstereotype zunehmend unwichtiger werden, gewinnen sie in der Architektur an Bedeutung. Hier wird die Akademie als Gegenpol zum männlich konnotierten ausseruniversitären Berufsfeld entworfen. Diese – hier allerdings stark verkürzt wiedergegebene – Analyse vermag

nur bedingt zu befriedigen. Es bleibt weitgehend ungeklärt, welcher Zusammenhang zwischen den (erfolgten oder unterlassenen) Bezugnahmen auf Genderstereotype und den tatsächlichen Karriereverläufen – also zwischen rekonstruktiver Deutung und realer Praxis – besteht. Da sowohl in den untersuchten Naturwissenschaften wie in der Architektur der Professorinnen-Anteil verschwindend klein ist, verliert der disziplinär unterschiedliche Rekurs auf Geschlechterstereotype seine Erklärungskraft für die asymmetrische Geschlechterverteilung in späteren Karrierephasen. Auch stützt sich die Analyse hauptsächlich auf die Befragung von Mittelbauangehörigen und schliesst damit nur diejenigen ein, die es überhaupt in diese Positionen geschafft haben, die andererseits aber noch vor den entscheidenden Karrieresprüngen stehen. Wichtige und allenfalls ausschlaggebende genderspezifische Ausschluss- oder Differenzierungsmechanismen während des Studiums oder in Bewerbungsphasen bleiben damit ausgeklammert – ein Umstand, der den Autorinnen allerdings bewusst ist.

Aus interaktionstheoretischer Perspektive untersucht der originelle zweite Abschnitt die performativen Aspekte der Darstellung von Geschlecht in den einzelnen Disziplinen. Die alltägliche Aktualisierung, Negierung oder schlicht Ausserachtlassung von Geschlechtszugehörigkeit – das *doing or undoing gender while doing professional* – wird dabei im Kontext des jeweiligen «Geschlechts» einer Disziplin analysiert, welches nicht primär durch das numerische Geschlechterverhältnis, sondern etwa durch die geschlechtliche Codierung der Untersuchungsobjekte oder die Nähe zu ausserwissenschaftlichen Bereichen, die eindeutig geschlechtlich typisiert sind, bestimmt wird. Den Autorinnen gelingt es aufzuzeigen, dass die Spielarten der Verschränkung von Geschlecht und Professionalität vielfältig und an unterschiedliche Spielräume in den Disziplinen gebunden sind. In den beiden weiblich codierten Disziplinen – der Pharmazie und der Botanik – und in der

geschlechtlich nicht eindeutig festgelegten Meteorologie ist die Darstellung von Professionalität nicht notwendigerweise an eine bestimmte Inszenierung von Geschlechtszugehörigkeit gekoppelt. Die disziplinäre Kultur der Pharmazie erlaubt es Frauen, sich sowohl männlich wie weiblich typisierter Verhaltensweisen zu bedienen oder diese auch zu ignorieren, ohne dass dies Konsequenzen für die ihnen zugeschriebene Professionalität hätte. In der Botanik streben Frauen und Männer gleichermaßen an, durch eine besondere Demonstration der beruflichen Kompetenzen das weibliche Geschlecht der Disziplin zu dementieren. Die Professionalität wird durch eine Konstruktion des Körpers als geschlechtsloses, neutrales Instrument der Feldarbeit – also durch ein *undoing gender* – hergestellt. Wo individuelle Freiräume bestehen, werden sie situationsspezifisch mit Bezug entweder auf das männliche oder weibliche Verhaltensrepertoire ausgenutzt. Die Meteorologie, die sich einer eindeutigen geschlechtlichen Zuschreibung entzieht, entfaltet einen entsprechend weiten Spielraum zur Performierung, Ironisierung oder Negierung geschlechtstypischer Verhaltensweisen. Ganz anders in der männlich geprägten Architektur. Die Darstellung von Professionalität ist hier eng an eine männliche Geschlechtsinszenierung geknüpft, so dass sich Frauen keine Möglichkeit bietet, diese Kopplung zu unterlaufen. Während Architekten durch ein *doing gender* ihre beruflichen Kompetenzen unterstreichen, wird die Professionalität bei Architektinnen in den Hintergrund gedrängt, wenn sie ihre Geschlechtlichkeit artikulieren.

Basierend auf dieser Analyse ziehen die Autorinnen den Schluss, dass sich die Spielarten der Verschränkung von Professionalität und Geschlecht aus bestimmten disziplinspezifischen «Merkmalskonfigurationen» ergeben. Diese weisen vier für die Geschlechtsartikulation relevante Dimensionen auf, welche die Autorinnen abschliessend skizzieren: Standardisierungs-

grad, Kooperationszwang, Inklusionsformen sowie Wissenschafts- vs. Berufsorientierung.

Während ein hoher Standardisierungsgrad und ein grosser Kooperationszwang sowie eine geringe Berufsorientierung der Disziplin und eine schwache private Einbindung der Forschenden Geschlechtsinszenierungen in den Hintergrund treten lässt, werden diese dort relevant, wo die methodischen Verfahren wenig vereinheitlicht und die Formen der Zusammenarbeit rar sind, wo sich die Dissoziation von Persönlichem und Beruflichem nur schwer aufrecht erhalten lässt – wie dies in den Feldwissenschaften der Fall ist – oder wo eine ausgeprägte Berufsorientierung der Disziplin gesellschaftlichen Geschlechterstereotypen auch wissenschaftsintern eine hohe Geltung verschafft. Diese vier Dimensionen legen die Bedingungen fest, unter denen Geschlechterunterschiede wirksam und relevant werden, so das Fazit der Autorinnen, welches die Leserin als Bestätigung der weiter oben formulierten Thesen auffassen darf.

Mit ihrem Unterfangen, die Geschlechterdifferenzierung in der Wissenschaft disziplinspezifisch und auf empirischer Ebene anzugehen, haben die Autorinnen Neuland betreten. Ihre Studie hat denn auch durchaus explorativen Charakter. In diesem Sinne sind auch die verschiedentlich vorsichtigen, relativierenden Aussagen und die Einschränkungen der Untersuchung zu verstehen: die Fokussierung auf das Hochschulsystem bei Ausserachtlassung der ausserwissenschaftlichen Forschungstätigkeiten, die Konzentration auf vorwiegend Mittelbauangehörige und auf die Situation in der Deutschschweiz und insbesondere die fehlende Berücksichtigung zentraler, möglicherweise für die Fragestellung ausschlaggebender Interaktionen wie etwa Bewerbungsgespräche – Aspekte, die von den Autorinnen zwar reflektiert werden, die jedoch in Bezug auf die weitreichende Fragestellung der Studie als Desiderat erscheinen. Dieser Punkt ist allerdings nur gemessen an der herausragenden Qualität der dichten und

sprachlich elaborierten Studie zu lesen. Denn die Innovativität der theoretisch kontextualisierten Fragestellung – zu Recht ist das Buch in der transcript-Reihe «Sozialtheorie» erschienen – wie auch die Originalität der empirischen Untersuchung und Unkonventionalität der analytischen Überlegungen eröffnen neue Perspektiven und setzen hervorragende Leitplanken für weitere, vertiefende Arbeiten in einem neu aufgespannten Forschungsfeld. Es bleibt zu hoffen, dass die im deutschen Sprachraum ansonsten noch kaum berücksichtigte produktive Zusammenführung von Wissenschafts- und Geschlechterforschung durch das Buch vermehrte Aufmerksamkeit finden wird.

*Regula Valérie Burri
Collegium Helveticum
ETH und Universität Zürich
Schmelzbergstrasse 25
CH-8092 Zürich
burri@collegium.ethz.ch*

Max Haller, *Soziologische Theorie im systematisch-kritischen Vergleich*. 2. Auflage, Opladen, Leske + Budrich, 2003, 690 Seiten

Für Autoren sind zweite Auflagen eine schöne Sache. Man kann anhand der Verkaufszahlen des eigenen Buchs nicht nur die eigene Reputation ablesen, sondern erhält darüber hinaus auch noch die Gelegenheit, Korrekturen an der Erstausgabe vorzunehmen. Auch Haller hat sich diesbezüglich vorgenommen, verzichtbare Exkurse zu reduzieren (wenn sie verzichtbar sind, weshalb dann nicht ganz weglassen?), wichtige neue Literatur (bis 2001) einzuarbeiten und wichtige Fragen und Begriffe selektiv zu ergänzen (S. 16). Vorab: die Kürzung ist gescheitert, da die zweite Auflage lediglich 13 Seiten kürzer ist als die erste Auflage und damit dazu führt, dass Hallers Kritik an der Zunahme von Anzahl und Umfang wissenschaftlicher Publikationen (S. 28 ff.) zugleich Selbstkritik sein muss.

Den inhaltlichen Wiedergaben der Rezensionen der ersten Auflage ist grundsätzlich nichts hinzuzufügen, weshalb sie hier nicht wiederholt werden müssen (Abraham 2001; Hartmann 2000). Positiv hervorzuheben ist vor allem das prinzipielle Anliegen eines systematisch-kritischen Vergleichs zur Überwindung der «multiplen Paradigmatase» (Luhmann) der Soziologie. Auch wenn über die angemessene methodische Vorgehensweise eines Vergleichs sicherlich gestritten werden kann (Greshoff 2002, 2003; Haller 2003), ist das Buch von Haller für eine wissenschaftstheoretische Orientierung anregend.

Ich möchte nun ergänzend drei kritische Punkte ansprechen. Erstens geht es um die für eine zweite Auflage wichtige Frage, ob neue Entwicklungen der besprochenen Theorien angemessen berücksichtigt worden sind.¹ Zumindest an einer Stelle ist dies bei Haller nicht der Fall: Bei der Fortentwicklung des Ansatzes von Hartmut Esser. Dieser Ansatz wird von Haller als «begriffliches Ordnungsschema» kategorisiert und als Rational-Choice-Theorie etikettiert. Esser schloss seine sechs Bände der «Speziellen Soziologie» 2001 ab (Band 5 erschien im Jahr 2000), so dass sie eigentlich hätten berücksichtigt werden können. Im Literaturverzeichnis finden sich immerhin die Bände 2 und 3 – warum nicht Band 1? Hätte Haller diesen aktuellen und nicht den Stand von 1993 diskutiert, hätte ihm auffallen müssen, dass es in Essers Frame-Selektion-Modell gerade auch um das geht, was Haller meint kritisieren zu müssen, nämlich dass dieser Ansatz «kein wirkliches Verstehen» beinhalte. Letzteres meint den «Aufweis systematischer Beziehungen zwischen typischen sozialen Situationen und ihnen entsprechenden typischen menschlichen Verhaltensweisen oder Strategien.» (S. 294) Bei dem von Haller bevorzugten «richtigen

1 Dies ist hier umso bedeutender, als dass bereits an der ersten Auflage kritisiert wurde, dass die Betonung neuerer Ansätze wünschenswert gewesen wäre.

Verstehen» gehe es «vielmehr darum, die Interaktion, das ‹Zusammenpassen› von Werten, Situationen und individuellen Handlungsstrategien zu erfassen und zu typisieren.» (S. 295)² Dies ist genau das, was Esser mit dem Frame-Selektion-Konzept versucht. Schon Band 1 der «Speziellen Grundlagen» (mit dem Titel «Situationslogik und Handeln») macht deutlich, dass Hallers Kritik völlig an diesem Framing-Konzept vorbeizieht. Folglich ist schon die Etikettierung als Rational-Choice-Theorie falsch, eben weil es nicht stimmt, dass für Esser eine Handlung immer subjektiv rational ist, wie Haller (S. 296) meint. Die mangelnde Unterscheidung zwischen der Wert-Erwartungstheorie als Selektionsalgorithmus und dem Frame-Selektion-Modell lassen Haller die Fortentwicklungen bei Esser verkennen.

Dies ist leider nicht die einzige Stelle, an der Haller die Fortentwicklung einer Theorie entgeht. Ich führe zweitens ein weiteres Beispiel an,³ das schon in der er-

2 An anderer Stelle heisst es, im Gegensatz zu den RC-Theoretikern würde in Hallers Perspektive «gar nicht erst versucht, *zuerst* Erklärungen nur für das Handeln von Individuen zu entwickeln und diese *dann* mit dem Kontext zu verbinden, sondern es wird dieses Handeln *von vornherein* auf jene Strukturen und Institutionen bezogen.» (S. 589, Herv. T.K.) Ich kann diesen Gegensatz nicht nachvollziehen, geht es Esser bei der Logik der Situation als *erstem Schritt der Erklärung* doch um die Verbindung der objektiven Situation – zu der auch Symbole, Werte, institutionelle Regeln, Opportunitäten etc. gehören – mit den subjektiven Motiven der Akteure. Erst im zweiten Schritt, der Logik der Selektion, geht es um das Handeln der Akteure.

3 Ich verweise auf dieses Beispiel, da erstens die Autoren der Rezensionen der ersten Auflage nicht darauf eingegangen sind und zweitens Haller selbst mich darauf aufmerksam gemacht hat. Haller hat sich «beschwert», ich hätte in einem der «Voluntaristischen Handlungstheorie» von Münch gewidmeten Aufsatz (Kron 2004) seine Ausführungen, die der meinen «weitgehend entsprechen»

sten Auflage und in der zweiten nicht korrigiert wurde: die «Voluntaristische Handlungstheorie» von Richard Münch, deren Interpenetrationstheorem Haller diskutiert. Dabei unterstellt er, Münch gehe von «der PARSONSschen Unterscheidung zwischen stärker ‹dynamisierenden› und stärker ‹steuernden› Subsystemen des Handelns aus» (S. 239), so dass ökonomische und politische Interessen nur auf unteren Systemebenen auftauchen und «im Rahmen der hierarchischen Struktur des Aufbaus der Realität selbst keine Steuerungsdynamik» besäßen (S. 254). Dies ist allerdings falsch, da Münch die Achsenbeschriftungen des AGIL-Schemas umdeutete und damit schon 1982 die kybernetische Ordnungshierarchie aufhob.⁴ Auch Hallers Kritik, dass Handlungssubjekte fehlten (S. 255 f.), ist nicht richtig. Man findet diese durchaus, vor allem in den rollentheoretischen Ausführungen Münchs gerade zur Frage, wie Interpenetrationen möglich sind.

Zum Schluss noch ein Wort zum Erklärungsanspruch Hallers, der vor allem auf einem wesentlich von ihm entwickelten «wirklichkeitssoziologischen Mehrebenenmodell» beruht, wofür er «adäquate Komplexität» beansprucht (S. 582). Mir erscheinen zum Einen die Argumente für die «Überlegenheit des Modells» (Überschrift S. 586) etwas diffus. Die genannten «Typen von Effekten» der Wechselwirkungen der Mikro- und Makroebene bezüglich Strukturen und Akteure erinnern an die mittlerweile gängige, besonders durch Giddens inspirierte «Dualität von Handeln und Strukturen», wobei allerdings unklar

würden, nicht berücksichtigt, obwohl seine Argumentation «bereits in der 1. Auflage 1999 auf 18 Seiten dargestellt» worden sei. Es darf angemerkt werden, dass sich bei Haller kein Hinweis findet – und dies ist mein Hauptargument –, dass bei Münch ein Selektionsalgorithmus für Handlungsentscheidungen zur Erklärung von Interpenetrationsprozessen fehlte.

4 Das sozial-kulturelle System z. B. hat in der Folge auch dynamisierende Wirkungen.

bleibt, welche Kriterien für diese Typenbildung von Haller angewandt werden. Ob dieses Modell tatsächlich «überlegen» ist, wenn es sich nicht an den – wie gezeigt: falsch – dargestellten Theorien von Esser und Münch messen muss (S. 586 f.), die dann auch noch als Paradebeispiele für individualistische und strukturalistische Ansätze erhalten müssen, sondern an deren tatsächlichen Fortentwicklungen, oder auch an alternativen Vorschlägen zur Handhabung des micro-macro-links, z. B. von Scharpf (2000) oder Schimank (2000), darf bezweifelt werden. Zum Anderen kann ich nicht erkennen, das dieses Modell tatsächlich eine Antwort auf die Frage nach einer angemessenen Modellierung von Zeit ist, für die Haller (S. 578 ff.) sich zu Recht stark macht. Es handle sich bei seinem Modell der «Darstellung der Mikro-Makro-Beziehungen um keinerlei Gleichgewichtsmodell, nach dem sich soziale Systeme immer wieder reproduzieren.» (S. 589) Davon abgesehen, dass ich in Hallers Beschreibung des Erklärungsmodells nicht gesehen habe, wo sich überhaupt Systeme finden (oder sind diese mit Strukturen gleichzusetzen?), sehe ich eine Vernachlässigung solcher Dynamiken sozialer Prozesse, die auch soziologische Erklärungsversuche immer wieder gerne einer, wie Dietrich Dörner es nennt, «Logik des Misslingens» unterwerfen. Gemeint sind Pfadabhängigkeiten, Multikausalitäten, Nicht-Linearitäten, deterministisches Chaos usw. Wie derartige Probleme mit Hallers Modell bewältigt werden können, wird nicht thematisiert. Da ist es auch wenig hilfreich, einen unscharfen Kausalitätsbegriff zu verwenden. So kann seiner Ansicht nach (S. 618) ein Handeln «als kausal erklärt betrachtet werden, wenn sein Auftreten in bestimmten Situationen als «typisch» nachgewiesen werden kann.» Zumindest sollte man dabei aber doch ebenfalls geklärt haben – darauf verweist Charles C. Ragin eindringlich –, welche Konfigurationen notwendiger und hinreichender Parameter der Situation das «typische Handeln» ausgelöst haben. Wer nicht darlegt, welche Bedin-

gungen notwendig und welche hinreichend sind, wird die kausale Komplexität des Sozialen kaum angemessen in den Griff bekommen.

Literaturverzeichnis

- Abraham, Martin (2001), Rezension zu: Max Haller (1999): Soziologische Theorie im systematisch-kritischen Vergleich, 1. Auflage, *Soziologische Revue*, 1, 2001, 85–88.
- Greshoff, Rainer (2002), Rezension zu: Max Haller (1999): Soziologische Theorie im systematisch-kritischen Vergleich, 1. Auflage, *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 1, 2002, 103–110.
- Greshoff, Rainer (2003), Wie sollen Theorievergleiche angelegt und disziplinär positioniert werden?, *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 3, 2003, 118–120.
- Haller, Max (2003), Replik, *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 3, 2003, 114–117.
- Hartmann, Peter H. (2000), Rezension zu: Max Haller (1999): Soziologische Theorie im systematisch-kritischen Vergleich. 1. Auflage, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 4, 2003, 799–801.
- Kron, Thomas (2004), Probleme der Voluntaristischen Handlungstheorie von Richard Münch, *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, H. 1, 30, 35–58.
- Scharpf, Fritz W. (2000), *Interaktionsformen. Akteurzentrierter Institutionalismus in der Politikforschung*, Opladen, Leske + Budrich.
- Schimank, Uwe (2000), *Handeln und Strukturen. Einführung in die akteurtheoretische Soziologie*, Weinheim, München, Juventa.
- Thomas Kron
FernUniversität in Hagen
Fachbereich Kultur- und
Sozialwissenschaften
Fleyer Strasse 204
D-58084 Hagen
thomas.kron@fernuni-hagen.de

Hanspeter Stamm, Markus Lamprecht und Rolf Nef, Soziale Ungleichheit in der Schweiz. Strukturen und Wahrnehmungen, Zürich, Seismo, 2003, 248 S.

Innerhalb des Themas der sozialen Ungleichheit als eines unbestrittenen Kernthemas der Soziologie gab es in den 1980er und 1990er Jahren eine charakteristische Pendelbewegung: Die vertikale, strukturell bestimmte Stratifikation verlor zunächst an Bedeutung, während horizontale und eher kulturell bestimmte Differenzierungen wie Milieu- und Lebensstilfragen in den Vordergrund traten. Mit dem Globalisierungsdiskurs und den ihn begleitenden Auswirkungen tauchen jedoch Fragen der Einkommensverteilung wieder verstärkt im öffentlichen Bewusstsein auf. In der hierzu gehörenden Diskussion um Managergehälter, Abgangsentschädigungen und Börsengewinne nimmt die hier vorliegende Studie ihren Ausgang. Die Autoren untersuchten im Jahr 1999, also mitten in der grossen Börsenblase mit ihren zahlreichen Einschätzungsverzerrungen, die Strukturen und Wahrnehmungen sozialer Ungleichheit in der Schweiz.

Die Studie schliesst aber nicht nur an eine aktuelle Diskussion an, sie ist auch international gut eingebunden: Mit ihrer Erhebung bildeten Hanspeter Stamm, Markus Lamprecht und Rolf Nef den Schweizer Knoten im Netz des International Social Survey Programme, das nach 1987 und 1992 im Jahr 1999 zum dritten Mal das Modul «Inequality» in nunmehr 27 Ländern durchführte. Die Autoren konnten den ursprünglichen Fragenkranz des Moduls jedoch stark anreichern.

Das die Ergebnisse der Studie präsentierende Buch ist in drei Teile gegliedert: vor die titelgebenden Strukturen (II) und Wahrnehmungen (III) sozialer Ungleichheit ist ein einleitender Überblick (I) gestellt. Er vermag dem im Feld der soziologischen Ungleichheitsdiskussion nicht vorbelasteten Lesenden eine gute Einleitung in die grundlegenden Ideen zu bieten, die

durch ihre Klarheit durchaus Lehrtextqualität erreicht.

Der Teil Strukturen hebt an mit einer Reihe deskriptiver Illustrationen zur Existenz ungleicher Einkommensverteilung. Ein erstes interessantes Ergebnis ergibt sich bei der Berechnung des Pfadmodells der wechselseitigen Zusammenhänge von zugeschriebenen Merkmalen (Geschlecht, Ausbildung der Eltern) und Statusvariablen (eigene Ausbildung, Berufsprestige, Autorität, Einkommen) nach Blau und Duncan auf Seite 71, wenn man dieses mit älterer Literatur vergleicht: Die berichteten Ergebnisse lassen nämlich die Vermutung zu, dass die Schweizer Gesellschaft im Verlauf der 1990er Jahre durchlässiger geworden sei. Die meisten Koeffizienten des Blau-Duncan-Modells weisen geringere Werte auf als in vorausgegangenen Studien.

- Entsprechend dem zu erwartenden Effekt der Ausdehnung des Bildungswesens nimmt der Einfluss der Herkunft (Ausbildung des Vaters) auf die eigene erreichte Bildung gegenüber .53 1975 und .41 1987 weiter ab auf nur noch .24.
- Das Streben nach Prestige wird ein toter Pfad; weiterhin stark abhängig von Bildung (.46 1999 nach .53 1987), aber mit in etwa halbiertem Einfluss auf Autorität (.15 nach .30) und Einkommen (.14 nach .39).
- In Einklang mit anderen Studien wird eine Abnahme der Einkommensdifferenz zwischen den Geschlechtern berichtet: sie war zuvor stetig von .36 1975 über .38 1987 auf .42 1991 angestiegen, hier nun wird nur noch ein standardisierter Koeffizient von .25 berichtet.
- Gleich im Schema, aber noch stärker ausgeprägt ist die Entwicklung der Bildungsrendite: die Beziehung von Ausbildung und Einkommen war zuvor von .39 1975 über .41 1987 auf .52 1991 angestiegen und stürzt 1999 auf ebenfalls nur noch .24 ab.

- Der geringeren Multikollinearität der Einflussvariablen entspricht, dass das Gesamtmass an erklärter Varianz freilich nicht allzu stark sinkt: sie fällt auf .43 und liegt damit tiefer als 1991 (.54), aber in etwa auf dem Niveau der 1970er und 1980er Jahre.

Es ist also jede einzelne Beziehung zwischen sozialem Input und Einkommensoutput schwächer geworden, während der Beitrag des gesamten Inputs zum Output nur ein Zwischenhoch beendet hat. Denn die einzelnen Input-Dimensionen sind schwächer miteinander verknüpft als zuvor: Ein klarer Punkt für Lenskis Statusinkonsistenz-These gegen die Schichtungs- und Klassen-theorie.

Als logisch nächsten Schritt beginnen die Autoren an dieser Stelle mit einer Reihe analytischer Gruppenbildungen: sie teilen die Schweizer Gesellschaft nach Status-situation in neun (73–82), nach Lebens-(d. h. Haushalts-)form in fünf Gruppen (86 f.) ein, gruppieren nach Abwesenheit oder Kumulation von Lebensproblemen (104), bilden vier Freizeitstile (111) und vier Medienkonsumtypen (114). In diesen Passagen gleicht das Buch einem Parforce-ritt durch verschiedenste Bereiche der neueren Ungleichheitssoziologie, indem es diverse gesellschaftliche Differenzen thematisch aufnimmt, deskriptiv mit Daten belegt und aufzeigt, dass jeweils Ungleichheitsbeziehungen bestehen. Das Buch gewinnt in diesen Bereichen an Farbe, aber tauscht die klar konturierte Aufgabe einer ungleichheitsbezogenen Standortbestimmung für die Schweizer Gesellschaft gegen eine enzyklopädische Haltung ein, die den linear vorgehenden Leser etwas ermüdet, den punktuell Interessierten aufgrund einer nicht hierauf ausgerichteten Erschliessung (kein Index, Inhaltsverzeichnis sehr überblicksorientiert) jedoch kaum erreichen wird.

Ein klares Bild erreicht wird hingegen wieder in jenem (mit 132 von 248 Seiten grössten) Teil des Buches, welcher der Wahrnehmung sozialer Ungleichheit in der

Schweiz gewidmet ist. Hier sind die Aussagen zum einen klar, zum anderen zeichnen sie auch ein recht widerspruchsfreies Bild der Schweizer Selbst- und Gesellschaftswahrnehmung:

- Einkommen verschiedener Berufsgruppen werden erstaunlich genau eingeschätzt: Die Befragten schätzen für eine Verkäuferin einen Lohn von 3'030 SFr. und liegen damit gegenüber der Schweizerischen Arbeitskräfteerhebung um weniger als 1% zu niedrig, auch bei anderen Berufsgruppen liegt der Fehler noch unter 10% (166).
- Zwar lehnen nur 7% die These «Einkommensunterschiede sind zu gross» vollständig ab. Aber fast die Hälfte der Befragten fallen in die indezitive Mittelkategorie. Und der Anteil derer, die definitiv die Reduktion von Einkommensunterschieden als Aufgabe des Staates ansehen, liegt bei 40%. Aus der eigenen Forschung des Rezensenten sei ver-raten: Das ist im internationalen Vergleich ein sehr geringer Wert (159).
- Als «gerecht» erachtete Einkommen sind vergleichsweise wenig von den realen Einkommen entfernt: an den Extremen bekommen Verkäuferinnen ein Drittel mehr, Verwaltungsräte ein Drittel weniger, womit das Verhältnis zwischen ihren Einkommen von 8:1 auf 4:1 sinkt. Das ist ein Eingriff ins Gehaltsgefüge; aber die Reihenfolge der Einkommen bleibt unangetastet (166).
- Wie stark man die soziale Schere verringern möchte, ist stark von der eigenen Position abhängig (176).
- Die Befragten nehmen die schweizerische Gesellschaft als Zwiebelmodell wahr. Über die Hälfte der Befragten positioniert sich selbst jedoch in der mittleren von sieben Kategorien (127–132).
- Auf die Frage nach eigenen Mobilitäts-erfahrungen sowohl relativ zur Väter-generation als auch innerhalb des eigenen Lebens werden starke Mobilitäten berichtet, wobei stets ein mehr als doppelt so grosser Teil seine Erfahrungen

als positiv beschreibt denn als negativ (138).

- Die Schweizer glauben an die Leistungsgesellschaft. 90% und 88% stimmen den Thesen zu, man werde in der Schweiz für seine Fähigkeiten bzw. seine Leistungen belohnt. Auf dem zweiten Platz der Bedeutung kommt die soziale Zugehörigkeit des Individuums (86% «wichtig: richtige Leute kennen», 65% «wichtig: Schweizer sein»), während askriptive Merkmale eine deutlich geringere Rolle spielen (48% «wichtig: wohlhabende Familie», 32% «Mann») und auch die Negativ-Zuschreibung «man muss korrupt sein, um es zu etwas zu bringen» relativ geringe Zustimmung erfährt (146 f.).

Vom Zusammenhang zwischen Umverteilungsinteresse und eigenem Status einmal abgesehen, die auf eine gewisse normative Zerrissenheit der schweizerischen Gesellschaft hinweist, zeichnen diese Daten ein vergleichsweise angenehmes Bild: Trotz der eingangs erwähnten Skandalisierungen von Managerlöhnen und Börsengewinnen herrscht in der schweizerischen Gesellschaft eine Situation vor, in der man die Position des anderen kennt und (mit kleinen Umverteilungskorrekturen) akzeptiert, weil man sich selbst behaglich in der Mitte der Gesellschaft verortet, Mobilitätserfahrungen vorwiegend positiv erlebt und aus der Orientierung an Fähigkeiten und Leistungen eine erhebliche Gerechtigkeitseinschätzung zu ziehen vermag.

Dem entspricht, dass im letzten Kapitel Konflikte in der vertikalen Schichtung der Gesellschaft, zwischen Arm und Reich etc. (insgesamt wurde nach 6 Konfliktlinien gefragt) allesamt keine Mehrheit für die Einschätzung der Konflikte als dringlich mobilisieren konnten. Vielleicht hat das etwas damit zu tun, dass die Politik einige Probleme verschoben hat; die sozialen Sicherungssysteme (Krankenkassen: 93% für «dringlich» oder «sehr dringlich»; AHV / IV: 84%) oder die Staatsfinanzen (72%) vermögen jedenfalls weit mehr Besorgnis zu erregen;

gleichermassen steht das Andere, das einem in der Gestalt von Asylsuchenden und Ausländern (88%) sowie Kriminalität und Gewalt (74%) begegnet, als Problem auf der Agenda.

Sowohl in der Analyse der Strukturen als auch der Wahrnehmungen sozialer Ungleichheit entnimmt man dem Buch von Stamm, Lamprecht und Nef mithin immer noch eher angenehme Ergebnisse. Sie stehen in einem gewissen Widerspruch zu dem von den Autoren immer wieder thematisierten Aufkommen sozialer Spaltungen und ihrer Wahrnehmung im öffentlichen Diskurs. Mit Blick auf die von ihnen berichteten Entwicklungen seit der ersten Studie 1987 ist ihnen zuzustimmen, dass die Schweiz nicht mehr der Hort völliger sozialer Idylle ist, die sie einmal war, was aber auch mit Entwicklungen im Zusammenhang stehen kann, die sich auch als positiv wahrnehmen lassen: Ausweislich der Ergebnisse im Duncan-Blau-Modell ist die Schweiz kompetitiver geworden, was mehr relative Veränderungschancen mit sich bringt, aber dies eben auch nach unten.

Auch wenn durch den Aspekt der Untersuchung von Wahrnehmungen ein Schwerpunkt gesetzt ist, fordert das Buch doch den Vergleich mit der sechs Jahre zuvor erschienenen Gesamtdarstellung sozialer Ungleichheit in der Schweiz von Levy et al. (1997) heraus, auf die bereits bei der kursorischen Darstellung Bezug genommen wurde. Vom enzyklopädischen Standpunkt liegt der ältere Band klar vorn – auf 570 Textseiten lässt sich auch bei kleinerem Seitenspiegel einfach mehr, vor allem mehr an Tabellen und Abbildungen unterbringen als auf 236. Wer sich über einen bestimmten Bereich informieren will, wird weiterhin zu «Tous égaux» greifen und Stamm, Lamprecht und Nef eher aus Aktualitätsgründen konsultieren.

Als mit der Materie schon ein wenig vertrauter Leser würde man sich hier weit häufiger als bereits geschehen explizite Vergleiche wünschen: Mit früheren Studien für die Schweiz, um die Entwicklung zu ver-

stehen, oder mit anderen Industrieländern, um zu sehen, wo das Land steht. Was diesbezüglich nicht bei Levy steht, muss der weiteren Forschung vorbehalten bleiben.

Wer aber einen konzentrierten Überblick über die Strukturen der Ungleichheit in der Schweiz sucht, um zunächst das Feld kennen zu lernen, oder wer sich speziell für das Bild interessiert, dass die Schweizer von dieser Ungleichheit haben, ist bei Stamm, Lamprecht und Nef an der richtigen Adresse. Das Buch präsentiert einen ergiebigen Datensatz und ist zugleich erfolgreich im Bemühen, die Hürden für das Verständnis so gering wie möglich zu halten. Die Verdienste der Autoren sind gross genug: sie haben die interessante Quelle dieser Daten überhaupt erst erhoben, sie haben eine gut lesbare Einführung zum Stand des Wissens über Strukturen der sozialen Ungleichheit der Schweiz vorgelegt, und sie haben so umfangreich wie niemand vor ihnen beschrieben, wie soziale Ungleichheit in der Schweiz wahrgenommen wird.

*Hanno Scholtz
Soziologisches Institut der
Universität Zürich
Andreasstr. 15
CH-8050 Zürich
scholtz@soziologie.unizh.ch*

David Giauque, *La bureaucratie libérale. Nouvelle gestion publique et régulation organisationnelle*, Paris : L'Harmattan, collection « conception et dynamique des organisations », 2003, 324 p.

La plupart des organisations publiques de l'OCDE ont entrepris des réformes importantes. Sous l'effet conjugué de la mondialisation, des nouvelles technologies de l'information et de la communication, de la crise des finances publiques, des nouveaux modes managériaux et de l'hégémonie intellectuelle du néolibéralisme, les transformations opérées dans le secteur public sont à la fois nombreuses et importantes en termes de

contenu. A cet égard, la nouvelle gestion publique (NGP) s'est imposée, dans le courant des années 1990, comme la nouvelle tendance managériale à la mode. Les objectifs prônés par les tenants de ce courant réformateur sont, grosso modo, les suivants : séparer les activités stratégiques des activités opérationnelles ; se rapprocher du citoyen-client ; augmenter la qualité des prestations publiques ; introduire des outils de gestion modernes visant à augmenter l'efficacité et la productivité des organisations publiques ; etc. Nous l'aurons compris, ces grandes finalités sont avant tout orientées par des préoccupations économiques et budgétaires, tant il paraît évident qu'en période de crise des finances publiques les organisations du secteur public se trouvent sous pression et obligées de prouver leur efficacité et efficacité.

Ces réformes ont débuté, de manière différenciée et en fonction des contextes institutionnels particuliers à chaque pays, il y a maintenant plus d'une dizaine d'années. Un grand nombre d'ouvrages, d'articles, de revues, ont tenté de dresser un premier état des lieux de l'impact des changements. Les évaluations ainsi réalisées ont porté sur différentes questions très intéressantes : la NGP est-elle nouvelle et constitue-t-elle un nouveau paradigme de la gestion publique ? quels sont les outils les mieux adaptés pour rendre les organisations publiques les plus efficaces (sorte de « one best way » de la gestion publique) ? peut-on dégager des similitudes ou des divergences dans la définition et la mise en œuvre des réformes dans les différents pays de l'OCDE ? quels sont les impacts des mutations sur la formulation et la mise en œuvre des politiques publiques ? les organisations publiques sont-elles plus efficaces et plus efficaces suite aux changements ? comment les relations entre les différentes instances étatiques (parlement, exécutif, administration) sont-elles affectées par les réformes ? Autant d'interrogations pertinentes et, bien entendu, extrêmement utiles pour mieux cerner les effets du phénomène NGP.

Ceci dit, rares ont été les travaux portant plus spécifiquement sur l'évaluation de l'impact des réformes de type NGP sur le fonctionnement organisationnel des instances ou services administratifs. L'ouvrage de David Giaque tente de combler une telle lacune en abordant, précisément, la problématique des conséquences organisationnelles des mutations administratives engagées. Dans ce but, l'auteur prend bien soin, dans une première partie de son ouvrage, à positionner sa démarche intellectuelle dans une théorie générale de la société, dans un paradigme intellectuel, afin de permettre au lecteur de mieux décoder ses explications. Une deuxième partie est consacrée à la définition du terrain d'enquête, à la définition de ce que l'auteur nomme NGP, toujours dans un souci méthodologique d'éclaircissement des termes employés. Dans un troisième temps, l'auteur développe son cadre théorique, c'est-à-dire le concept de régulation organisationnelle, et des dimensions fondamentales des phénomènes organisationnels prises en compte. Son concept, la régulation organisationnelle, n'est pas en soi une nouveauté en sociologie des organisations, néanmoins la traduction qui en est faite est originale. Se nourrissant d'une littérature fort nombreuse, de même que de perspectives parfois fort différentes, David Giaque dégage cinq tensions organisationnelles (ou dimensions propres au concept de régulation organisationnelle) qui sont affectées dans tout processus transformationnel : (1) la tension institutionnelle, c'est-à-dire l'ancrage environnemental de l'organisation, la nature de son insertion dans un contexte politique, économique et sociétal plus large ; (2) la tension managériale, soit la capacité de l'organisation à arbitrer le conflit entre les exigences stratégiques et la relation salariale ; (3) la tension du pouvoir qui voit s'affronter les groupes et les acteurs au sein des organisations en fonction d'enjeux particuliers ; (4) la tension culturelle ou symbolique qui a trait aux nécessaires processus identitaires et de socialisation ; (5) finalement, la tension

légitimationnelle, soit l'obligation faite à l'organisation de légitimer ses pratiques et ses résultats auprès de son environnement, mais également auprès de ses employés. Selon la conception de la régulation organisationnelle adoptée par l'auteur, ces cinq tensions ne peuvent se penser que de façon « systémique », c'est-à-dire en relations étroites les unes avec les autres, le réveil de l'une des tensions ayant, bien évidemment, des retombées sur les quatre autres. En ce sens, la régulation est bien ce processus complexe « par lequel les antagonismes (organisation-désorganisation) sont contrôlés de manière permanente » (p. 21) selon des configurations qui peuvent varier d'une organisation à l'autre. La quatrième partie de l'ouvrage est consacrée à l'explicitation de la méthodologie employée par l'auteur pour interviewer les acteurs ainsi qu'à l'exposé des principales hypothèses de travail. La cinquième partie regroupe les quatre études de cas (deux suisses et deux canadiennes) ainsi qu'une mise en perspective historique des réformes administratives ayant eu lieu au Canada et en Suisse. Une sixième partie porte sur la comparaison des études de cas et sur le test des hypothèses alors que la partie conclusive (la septième) revient sur les principaux résultats et propose des recommandations destinées à dépasser certaines impasses identifiées grâce à l'enquête empirique.

Les résultats empiriques apportés par l'enquête sont extrêmement intéressants et amènent beaucoup d'éléments de réflexion. Loin des plaidoyers traditionnels en faveur des changements administratifs, David Giaque met en exergue les nombreuses injonctions contradictoires auxquelles les employés de la fonction publique sont aujourd'hui confrontés. A cet égard, l'auteur estime que nous sommes en train d'assister à la mise en place d'une nouvelle dynamique régulationnelle des organisations publiques. David Giaque la nomme « bureaucratie libérale ». Cette dénomination vise à mettre en exergue le caractère fondamentalement contradictoire et paradoxal de l'impact des

réformes de type NGP sur la régulation organisationnelle des services administratifs étudiés. En effet, ce nouveau type de régulation organisationnelle a la particularité de faire coïncider de nouveaux mécanismes disciplinaires (très bureaucratiques, finalement) et de mise en conformité, plus individualisés et souvent plus informels, avec de nouvelles opportunités ou chances s'offrant aux agents publics et légitimant, de ce fait, les contraintes supplémentaires s'exerçant sur le travail des acteurs. L'un des aspects les plus enrichissants et les plus troublants est la présentation par l'auteur de la différence systématique entre, d'une part, les objectifs et promesses officiels liés aux réformes et, d'autre part, la réalité du terrain, le vécu quotidien des acteurs. Sous la forme de tableaux, ces deux aspects sont mis en exergue et donne toute la mesure du fossé existant entre discours et réalité. Il existe parfois une telle divergence entre les promesses faites et les réalisations concrètes que nous ne pouvons que partager l'inquiétude de l'auteur : comment, dans ces conditions d'injonctions contradictoires et de promesses non tenues, motiver les agents publics ? Les résultats sont donc sans équivoque et soulignent la perte de sens des réformes administratives, l'influence grandissante de l'univers économique et financier, bref du monde marchand, dans la réalisation des prestations publiques, de même qu'une augmentation paradoxale des mesures coercitives visant à surveiller et encadrer le travail des employés publics. On s'en rend compte très rapidement, les résultats obtenus par les recherches menées par David Giauque ne correspondent pas du tout aux données officielles toujours très positives soulignant le parfait moral des troupes administratives. On perçoit mieux, à la lecture de ce livre stimulant, un mouvement de retrait et de découragement des agents publics au lieu de cette supposée parfaite harmonie organisationnelle présentée officiellement. La richesse des données empiriques présentées est telle que l'auteur a pu développer certaines recommandations

à l'usage des gestionnaires publics afin d'éviter certaines impasses identifiées.

Cet ouvrage constitue donc un témoignage de qualité qui relève les problématiques humaines des changements entrepris sur la base des instruments et outils de la NGP. Il montre bien que la gestion des ressources humaines doit être mieux intégrée, à l'avenir, dans les processus de transformation du secteur public et qu'il ne suffit pas uniquement d'introduire de nouveaux outils de gestion pour qu'une organisation soit plus performante. Encore faut-il que les employés acceptent ces réformes, soient d'accord d'adopter les nouvelles règles du jeu et s'engagent donc pleinement pour favoriser le développement de ces « greffes modernisatrices ». Le caractère international et comparatif du travail de recherche donne aux conclusions développées par l'auteur un caractère plus général.

Philippe Laurent
Haute Ecole de Gestion de Neuchâtel
Rue de Sainte-Hélène 50
Case postale 142
CH-2000 Neuchâtel (Suisse)
Philippe.Laurent@HEGNE.CH

Pierre Bourdieu, *Das religiöse Feld. Texte zur Ökonomie des Heilsgeschehens.* Herausgegeben von Stephan Egger, Andreas Pfeuffer und Franz Schultheis. Aus dem Französischen von Andreas Pfeuffer, UVK, Konstanz 2000, 176 S.

Der vorliegende Band enthält zwei Arbeiten Pierre Bourdieus zur Religionssoziologie: eine kurze Abhandlung mit dem Titel «Eine Interpretation der Religion nach Max Weber» und eine mehr als doppelt so lange Studie zum Thema «Genese und Struktur des religiösen Feldes». Damit werden – wie es in der «Editorischen Vorbemerkung» heisst – «drei Jahrzehnte nach ihrer Entstehung [...] der deutschsprachigen Öffentlichkeit [...] erstmals zwei Arbeiten [...] Bourdieus zugänglich gemacht,

denen für die Entwicklung seines Werks ganz entscheidende Bedeutung zukommt [...]» (7).¹ Im Kommentar der Herausgeber finden sich zudem weitere für den Leser hilfreiche Angaben zu Bourdieus Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Religion; dabei stehen Ausführungen soziologiegeschichtlicher Art neben Ausführungen systematischer Art, d. h. unmittelbar die Formierung der soziologischen Theorie betreffend. Und tatsächlich fällt im Zuge eines kurzen Abschreitens von Bourdieus Denkweg in Sachen Religionssoziologie der Blick auf nichts Geringeres als die Hervorbringung der zentralen, seine Soziologie bestimmenden Begrifflichkeiten und Argumentationsfiguren (bes. 159 ff.). Dass indes ausgerechnet die bibliographischen Quellen der beiden im vorliegenden Band veröffentlichten Arbeiten ungenannt bleiben, von editorischen oder gar textkritischen Hinweisen ganz zu schweigen – lediglich zur «dritte[n] bedeutende[n] Arbeit» Bourdieus «zur Religionssoziologie» stehen die entsprechenden Angaben in einer Fussnote (Fn. 40, 161) –, wirkt etwas irritierend. Hinzukommt schliesslich: Bei diesen religionssoziologischen Arbeiten von Bourdieu handelt es sich um ein Lehrstück was die Auseinandersetzung mit einem soziologischen Klassiker und allgemein mit der Tradition des Faches Soziologie angeht.

In der Abhandlung «Eine Interpretation der Religion nach Max Weber» lässt sich Bourdieu direkt auf den «religionssoziologischen» «Gedankengang» Webers ein, im Bemühen, diesen «bis zum Ende weiter zu verfolgen» (11). Die Stellen, auf die er sich bezieht, stammen praktisch ausschliesslich aus *Wirtschaft und Gesellschaft*. Bourdieu zufolge gab sich Weber «selbst die Mittel an die Hand, um der simplifizierenden Alternative zu entgehen», wonach «die religiöse Botschaft» nichts anderes sein kann als das «Produkt der Inspiration», von dieser

hervorgebracht in «absoluter Autonomie», oder der «direkte Reflex ökonomischer und sozialer Bedingungen» (11). In Wahrheit umfasst Webers Begriff von Religion vielmehr das, was diese «zueinander gegensätzlichen und dadurch komplementären Positionen gleichermassen vergessen»: «die von spezialisierten Akteuren verrichtete religiöse Arbeit» (11). Diese Arbeit geschieht in Gestalt symbolischer Interaktionen – Interaktionen, die ihre spezifische Form indes den sich in ihnen äussernden «Interessen» verdanken. Und folgerichtig kann der Begriff von Religion für Bourdieu nichts anderes sein als der Begriff des religiösen Feldes. Erst mit der Ausarbeitung des Begriffs des religiösen Feldes kommt Bourdieu zufolge die soziologische Bestimmung der Religion – hinzuzufügen ist: die soziologische Bestimmung der Religion, wie sie von Weber eingeleitet wurde – an ihr Ende. In der Studie «Genese und Struktur des religiösen Feldes» wird die nahezu ausschliessliche Bezugnahme auf Weber sodann durch die Verwendung zahlreicher anderer Quellen ergänzt und dementsprechend inhaltlich auch erweitert – Argumente Emile Durkheims werden ebenso thematisiert wie Gedanken von Claude Lévi-Strauss oder Edward Evans-Pritchard; doch der Sache nach handelt es sich nach wie vor um die Freilegung und Bestimmung dessen, was mit Hilfe Webers, der Interpretation und Re-Formulierung seiner religionssoziologischen Kategorien, erst in den Blick genommen werden konnte.

In dem gleichfalls im vorliegenden Band abgedruckten Gespräch mit Bourdieu – das Gespräch steht beziehungsreich unter dem Titel «Mit Weber gegen Weber» – hält Bourdieu klar fest: «... aber ich bin kein Exeget, ich wollte nicht die «Wahrheit» über Weber sagen, das ist nicht meine Arbeit, ich verstehe mich als Forscher, ich suche nach Denkanstössen, nach «Handwerkszeug» für die Forschung ...» (125) Missverständnissen vorbeugend sei indes hinzugefügt, dass die Entwicklung von derartigem «Handwerkszeug» bei Bourdieu immer auch eine eigene reflexive Struktur besitzt: reflektiert

1 Bei den in Klammern stehenden Zahlen handelt es sich um Seitenzahlen des rezensierten Bandes.

wird sowohl der Vermittlungszusammenhang, wie er sich eröffnet zwischen den aufgenommenen «Gedankenstücken» und dem zur begrifflichen Erfassung anstehenden Wirklichkeitsbereich – hier: dem religiösen Feld –, als auch das Vermitteltsein dieser «Gedankenstücke» mit dem vorfindlichen Kontext der «Konstruktion wissenschaftlicher Tatsachen» – hier: den bestehenden Religionstheorien. Die rezipierten religionssoziologischen Kategorien oder, präziser, das, was aus Webers *Wirtschaft und Gesellschaft* von Bourdieu als religionssoziologische Kategorien rezipiert wird, wird von ihm stets begriffen als Auftretensform der das religiöse Feld bestimmenden und mit ausmachenden Interessen. Die Möglichkeitsbedingungen des soziologischen Denkens sind für ihn immer auch die Möglichkeitsbedingungen der Konstitution der sozialen Wirklichkeit – und einzig als solche werden sie bei ihm thematisch. Erläuternd hält er an einer Stelle fest: «Jede Systematisierung, auch die mit wissenschaftlicher Absicht, setzt sich dem Risiko aus, die gleichen Wirkungen wie die [die Konstitution des religiösen Feldes mit bestimmende; PUMB] priesterliche Systematisierung zu bewerkstelligen, und zwar immer dann, wenn sie, angewandt auf Gegenstände, die wie der Mythos oder der Ritus objektiv systematisch sind, da sie ja ausgehend von einer kleinen Anzahl von im praktischen Zustand beherrschten Prinzipien produziert und reproduziert werden, die Grenzen der *praktischen Kohärenz* von Systemen missachten, welche nicht das Produkt einer ausdrücklichen Absicht auf Systemhaftigkeit, sondern eines *praktischen Sinns* sind» (59).

Mit demselben Reflexionsanspruch durchbricht Bourdieu auch den Argumentationskontext der «grossen Religionstheorien», spricht: die für diese Theorien offenkundig stillschweigend geltende Voraussetzung, wonach die Möglichkeitsbedingungen der Konstruktion wissenschaftlicher Tatsachen gleich ausschliessend wirken wie das Phänomen, um das es geht: das religiöse Denken selbst; zu beiden gehört

als «implizite Möglichkeitsbedingung» «der Ausschluss der Fragen und Grundsätze, die alternative Konstruktionen religiöser Tatsachen möglich machen» (39). Und wiederum kommt hier Weber zu Ehren: als derjenige, der die Tür zu einer solchen Reflexion religionssoziologischen Denkens aufgestossen hat. Durch die Vorannahme, dass – hier zitiert Bourdieu aus *Wirtschaft und Gesellschaft* – das «magisch oder religiös motivierte Handeln in seinem urwüchsigen Bestande diesseitig ausgerichtet» sei, vermied es Weber, die religiöse Botschaft als Hervorbringung geistiger Tätigkeiten aufzufassen; darin unterscheidet er sich Bourdieu zufolge grundsätzlich von Lévi-Strauss. «Zugleich» – so fährt Bourdieu fort – «entging er aber der theoretizistischen Illusion, welche die stets von praktischen Zielen beherrschte Religion als das Produkt einer rein auf Erkenntnis aus seienden Absicht behandelt, dabei aber unterschlägt, dass die Religion ähnlich dem Recht ein Machtinstrument darstellt, das als Instrument der Erkenntnis wirkt» (45 f.). Indem Weber seine Analyse der religiösen Botschaft gerade nicht als Analyse der kognitiven, internen Struktur eines Symbolsystems anlegt, sich allein auf dessen logische und gnoseologische Funktionen im Rahmen der Konstruktion von Weltbildern konzentrierend, macht er es erst möglich, die Symbolfunktion als solche als Macht zu denken – eben als Macht, wie das Recht oder auch politische und ökonomische Interessen sie besitzen – und mithin als Macht, die nur «über ein als Struktur funktionierendes Symbolsystem zur Ausübung kommt». Es bleibt die Einsicht, dass die interne Struktur eines Symbolsystems gleichsam mehrere Sprachen spricht – Sprachen, die als strukturierende Struktur in ihr präsent sind.

Der von Bourdieu verfolgte Reflexionsanspruch bestimmt schliesslich sogar seine Lesart des Weberschen Denkens selbst. Die Weberschen Begriffe und Denkfiguren werden von Bourdieu interpretiert als Produkt eines – so paradox dies klingen mag – (theorie-)praktischen Sinnes, als Produkt

eines ihnen über ihre immanente formale und inhaltliche Fassung hinaus innewohnenden Interesses, sich des zur Erfassung anstehenden Phänomens im Erkennen zusehends bemächtigen zu wollen. Dieses Interesse zur Geltung zu bringen, ist Bourdieus Intention – und wenn er davon spricht, beim zu Ende Denken des Gedankengangs Webers «entschieden innerhalb der Grenzen einer wenn auch freien *Interpretation* zu bleiben» (11), dann liegen diese Grenzen einzig in der äussersten Möglichkeit dessen, was sich als Ausdruck eines solchen (theorie-)praktischen Sinnes aus dem Weberschen Gedankengang erschliessen, ja schöpfen lässt. Durch einen erklärten «ersten Bruch mit der expliziten Methodologie Max Webers» entwickelt Bourdieu eine «Vorstellung von den Beziehungen zwischen den religiösen Akteuren [den Protagonisten der religiösen Arbeit; PUMB]», die er als «*interaktionistisch*» bezeichnet. Eine solche «Reformulierung» der Weberschen Gedanken lässt sich – wie es weiter unten heisst – «allem Anschein nach umso legitimer bewerkstelligen, als sich ja aus den theoretischen Schriften Max Webers die explizit formulierten Grundzüge einer Theorie des symbolischen Interaktionismus [einer interaktionistischen Theorie im Sinne Bourdieus; PUMB] mühelos herausziehen lassen» (14).

Doch, wie zu vermuten, der «Anschein» trägt. Die «Logiken der *Interaktionen*» sind in Wahrheit nur bestimmbar in den Kategorien der «objektiven Beziehungen zwischen den *Positionen* [...], die von [den] Akteuren innerhalb des *religiösen Feldes* eingenommen werden, einer Struktur, welche die Formen der Interaktion wie auch die Vorstellungen bestimmt, die sich die Akteure davon machen» (14). Einzig die Konstruktion des religiösen Feldes, verstanden «als Gesamtsystem der objektiven Relationen zwischen den Positionen», ist dazu angetan, auch noch das «tückischste» unter den «epistemologischen Hindernissen» einer streng interaktionistischen Sichtweise zu überwinden: die Erschliessung der Logiken der Interaktionen aus den «Vorstel-

lung[en], welche sich die Akteure durch Vorwegnahme oder durch Erfahrung vom Handeln anderer Akteure machen können» (14), sprich – in Termini Webers formuliert: aus den von den Handelnden in Verfolgung eines subjektiv gemeinten Sinns vorgenommenen Orientierungen am Verhalten anderer und den in und mit den Handlungen bestehenden «sozialen Beziehungen, d. h. den Chancen, dass in einer sinnhaft angebbaren Art in gegenseitigem aufeinander Eingestelltsein gehandelt wird». Einzig die Konstruktion des religiösen Feldes führt demgegenüber tatsächlich «zum Kern der direkten Interaktionen zwischen den Akteuren sowie der Strategien, die sie [die Akteure; PUMB] gegeneinander verfolgen können» (15).

Doch damit noch immer nicht genug: «Allein» die Konstruktion des religiösen Feldes kann uns auch «von der typisch aristotelischen Logik des typologischen Denkens befreien» – einer Logik, wie Bourdieu sie insbesondere im Weberschen «Konzept des Idealtypus» verkörpert sieht (15 / 12). Denn das typologische Denken «[beruht] auf dem Primat der Substanzen über die Relationen sowie auf dem Ausklammern der historischen Einmaligkeit der unterschiedlichen Konfigurationen des religiösen Feldes und damit der objektiven Beziehungen zwischen den im religiösen Bereich konkurrierenden Protagonisten» (15). Dem typologischen Denken unterstellend, den Übergang von Substanz- zu Funktionsbegriffen nicht vollzogen zu haben, begreift Bourdieu den Begriff des Typus – und dabei insbesondere auch den Begriff des Idealtypus – als ein Konstrukt, das bestimmt ist durch «allgemeine Definitionen von äusserster Dürftigkeit» (12). Die «Verschiedenheit» der sich realiter hervorbildenden «Varianten» des religiösen Feldes kann daher mit Hilfe von Typenbegriffen «nur über die Aufzählung einer endlosen Reihe von Ausnahmen von «Realtypen» erfasst» werden, einer blossen Anhäufung von «differenzierenden Charakteristika». All diese «einfachen Aneinanderreihungen von Unterschei-

dungsmerkmalen» sind zwar durchaus geeignet, die Lücken zwischen den Typen aufzufüllen, sie gestatten indes – und das ist das Entscheidende – keine Bestimmung der zwischen den [Ideal-]typen liegenden Qualitäten der realen Dinge und Vorgänge, sprich: der historisch einmaligen Konfigurationen des religiösen Feldes, um die es geht. Dass im Zuge dieser Argumentation von Bourdieu der Typenbegriff und – was weit interessanter ist – auch der gleichsam als Gegen- ebenso wie als Komplementärbegriff des Typus verstandene Begriff des Feldes kategoriale Bedeutung erhalten, sei immerhin hinzugefügt.

Spätestens an dieser Stelle tritt die Problematik von Bourdieus Weber-Interpretation vollumfänglich hervor. Denn mit seiner Kritik des typologischen Denkens und insbesondere des Idealtypus, begleitet vom Anspruch, mit der Konstruktion des religiösen Feldes die Weberschen Bestimmungsprobleme, die Probleme einer idealtypischen Handlungsdeutung, wenn nicht lösen so doch den zu ihrer Lösung führenden Weg aufzeigen zu können, bewegt sich Bourdieu jenseits der Grenzen einer «freien Interpretation». Wollte Bourdieu den von ihm erhobenen Anspruch erfüllen, bedeutete dies die Rezeption des Idealtypus in der ihm von Weber verliehenen Fassung: der Aufbau des Idealtypus als Begriff, der zur Bildung eines Idealtypus führende Abstraktionsprozess sowie die methodologische Bedeutung des Idealtypus – all dies wäre zu klären. Davon ist bei Bourdieu nichts festzustellen, obwohl er – in dem im Band enthaltenen Interview – angibt, sich in seiner Zeit als Assistent von Raymond Aron eingehend mit der *Wissenschaftslehre* und mithin dem «neukantianischen Weber Arons, [mit den] Möglichkeitsbedingungen des ›Verstehens‹ und all [dem]», beschäftigt zu haben (113). Tatsächlich ist die Logik individualisierender Begriffsbildung oder, beziehungsreicher gesagt, die Logik der Bildung eines «historischen Individuums» – und nichts anderes als ein historisches Individuum ist der Begriff einer in

historischer Einmaligkeit gegebenen Konfiguration des religiösen Feldes – ein klar bestimmter Bestandteil der Methodologie einer wirklichkeitswissenschaftlichen Soziologie, wie sie Weber in der *Wissenschaftslehre* entwickelt hat. Und auch die idealtypische Handlungsdeutung – auch und gerade in Verbindung mit dem Problem des Verstehens – erhält daselbst ihre logisch-methodologische Bestimmung. Nur ergänzend sei angemerkt, dass das, was Bourdieu an einer anderen Stelle in seinem Werk als «richtiges» Verständnis des Idealtypus annimmt, nämlich diesen als «Spezialfall des Möglichen» zu begreifen, dem Weberschen Begriff des Idealtypus in Tat und Wahrheit sehr nahe kommt.

Womit sich Bourdieu in seiner Kritik des typologischen Denkens in Wahrheit beschäftigt, ist ein Begründungsproblem sozialwissenschaftlicher Erkenntnis, verstanden nach dem Vorbild der Kulturwissenschaft Ernst Cassirers, eines Vertreters des Marburger Neukantianismus. Dem Präzisionsideal der mathematischen Naturwissenschaft verpflichtet, gibt es – wie Bourdieu in seiner Studie «Strukturalismus und soziologische Wissenschaftstheorie» ausführt – auch für die Wissenschaften vom Menschen zum methodologischen Primat der objektiven Relationen keine Alternative. Keinesfalls aber darf es dabei zu einer Hypostasierung der objektiven Beziehungssysteme kommen, der objektiven Regelmässigkeiten der Bestimmung menschlichen Handelns, denn dies hiesse nichts weniger als einem «Strukturrealismus» zu verfallen. Es gilt vielmehr – so argumentiert Bourdieu weiter –, den Verzicht, wie er zur Beibehaltung des vorausgesetzten methodologischen Primats geleistet werden muss und wie er zur Vermeidung des «tückischsten unter den epistemologischen Hindernisse[n]» überdies bekanntermassen unbedingt notwendig ist – gemeint ist das Absehen von der unmittelbaren sinnhaften Erfahrung der Einzelnen –, im Endeffekt als einen vermeintlichen Verzicht erscheinen zu lassen, ihn also im Grunde zu vermeiden. Dies wiederum

geschieht durch die Erschliessung des «erlebten Sinn[s] des Verhaltens und [der] Wahrheit der objektiven Bedingungen, die dieses Verhalten möglich und wahrscheinlich machen, *in ihrer Einheit*» [Hervorh. v. mir; PUMB]. Die objektiven Beziehungen «[existieren] letztlich nur mittels des *Systems der Dispositionen* ihrer Träger [...] und [realisieren] sich realiter nur durch das Produkt der Verinnerlichung objektiver Bedingungen». Dies festzustellen, das System objektiver Regelmässigkeiten und das System direkt wahrnehmbarer Verhaltensformen im Begriff vermittelnd, heisst für Bourdieu nichts Geringeres, als den Subjekten den Sinn ihres Verhaltens gleichsam (erneut) verfügbar zu machen.

Indem Bourdieu bei der Bestimmung des religiösen Feldes von den Regelmässigkeiten im Verhalten der Akteure ausgeht, spricht: den Interessen, wie sie für die jeweiligen Akteure (Zauberer, Propheten, Priester, Laien) massgebend sind und deren Positionen bezeichnen, diese Regelmässigkeiten, ergänzt durch zusätzliche Befunde, in zusehends differenzierteren Varianten aufeinander bezieht, arbeitet er darauf hin, in der Realität der religiösen Arbeit immer mehr und immer komplexere «Gesamtsysteme von objektiven Relationen zwischen den Positionen» aufzuweisen. Entscheidend aber ist, dass die sich ergebenden Konfigurationen des religiösen Feldes nicht – im Sinne Webers und des Südwestdeutschen Neukantianismus – historisch einmalig sind; vielmehr handelt es sich bei ihnen um *Besonderungen*, um zusehends komplexere Kombinationen von für sich gesehen objektiven und insofern auch allgemeinen (Struktur-)Bestandteilen, um das Ergebnis von Interaktionen und Interaktionsstrategien, wie sie etwa ausgedrückt sind in den Interessen bei der Verwaltung von Heilsgütern, den Interessen bei der Produktion und Reproduktion von Wissen, von seltenem, geheimem Wissen, den Inanspruchnahmen symbolischer Macht, die sich wiederum als Verkörperungen ökonomischer Macht darstellen usw. Historische

Individuen sind einmalig im Sinne von einzigartig, unteilbar, Besonderungen dagegen sind teilbar, auflösbar in die Bestandteile ihrer Struktur. Im Problem des logischen Aufbaus des Begriffs des religiösen Feldes verbirgt sich ein tieferliegendes systematisches Problem, wie es die vornehmlich dem Neukantianismus zuzurechnenden Exponenten der Diskussion um die Begründung einer geschichts- sowie auch kulturwissenschaftlichen Erkenntnis – Heinrich Rickert, Ernst Cassirer und Richard Höningwald – bereits ausgiebig beschäftigt hat und wie es offenkundig auch in der Argumentation von Bourdieu angelegt ist. Gerade in diesem Punkt aber kann die Bedeutung der Bourdieuschen Arbeiten kaum hoch genug eingeschätzt werden, denn sie verlangen, was für die Soziologie unbedingt geboten ist: Aufbietung der Bestände der Tradition – der Bestände theoretischer ebenso wie erkenntnistheoretischer und methodologischer Art – zuhanden der (Selbst-)Explikation der aktuellen soziologischen und sozialwissenschaftlichen Tätigkeit.

Peter-Ulrich Merz-Benz
Soziologisches Institut der
Universität Zürich
Andreasstr. 15
CH-8050 Zürich
merz-benz@soziologie.unizh.ch

Geneviève Vinsonneau, *L'identité culturelle*, Paris : Armand Colin. coll. « U psychologie », 2002, 240 p.

Saluons le mérite de Geneviève Vinsonneau qui aborde, dans son ouvrage récent deux domaines difficiles des sciences sociales et de la psychologie, à savoir les études sur la culture et l'identité. Culture et identité représentent deux notions importantes dans nos disciplines, ayant fait l'objet d'une grande quantité de travaux se différenciant selon des approches disciplinaires, des cadres théoriques, des terrains, des analyses et des instruments d'observation différents, rendant

particulièrement délicate une synthèse organisée et cohérente. C'est le résumé de la variété de ces travaux qui est proposé dans *L'identité culturelle*, avec un accent donné plus particulièrement à la psychologie sociale. Et pourtant, l'immensité de l'entreprise rend la tâche périlleuse : la notion de « culture », bien que présente dans énormément de travaux, représente l'une des plus difficiles à définir de façon rigoureuse,¹ plusieurs centaines de définitions ayant été recensées rien qu'en anthropologie. De même, la notion d'identité est dynamique et opératoire, notamment parce qu'elle représente une idée largement utilisée dans la vie courante, comme l'a bien repéré l'auteur d'ailleurs. Si la notion était autrefois peu utilisée en sciences sociales, c'est la deuxième moitié du XX^e siècle qui a vu son émergence, portée par des effets de mode ou présentée sous le prétexte de l'évidence.² C'est dans ce contexte théorique que l'ouvrage de Vinsonneau vient proposer un descriptif des travaux sur l'identité culturelle, en partant du point de vue de l'acteur, et en distinguant deux aspects indissociables : les ressources identitaires et les stratégies déployées.

En introduction, l'auteur commence par signaler ce qu'elle nomme « trois liens conceptuels » entre culture et identité, mais qui sont autant de facettes du même rapport unissant les deux notions. Le premier est que, d'une conception statique et immanente de la culture (héritée du culturalisme), les sciences sociales sont passées à une vision plus dynamique et interactionniste, l'identité devenant alors un « processus d'élaboration

d'un système signifiant » (p. 12), permettant de concilier l'affirmation de la singularité de l'individu et sa conformité avec le groupe. Alors que la simple appartenance à un groupe donnait autrefois à définir un ensemble d'attributs hérités par les acteurs, aujourd'hui il est question de s'intéresser au rapport que ces derniers entretiennent au groupe d'appartenance pour déterminer dans quelle mesure l'individu produit et affirme son choix.³ De ce premier « lien conceptuel » découle le second : l'acteur étant le constructeur de son identité, la culture s'offre à lui comme une ressource symbolique, un « foyer » de ressources identitaires, lui permettant de développer des sentiments d'appartenances multiples, cette dynamique étant porteuse d'intégration et d'exclusion sociales. Partant du constat de l'accélération des échanges depuis plusieurs décennies, le troisième signale la nécessité de traiter des rencontres entre les cultures non plus selon le point de vue de l'acculturation mais celui de l'interculturalité. L'acculturation supposerait une conception du contact selon un rapport de type dominant-dominé, tandis que l'interculturalité serait une façon d'identifier les apports respectifs des acteurs dans les situations les réunissant.

Partant de ce cadre théorique général, l'ouvrage se compose de trois parties. La première fait un bilan de la manière dont a évolué la notion de culture dans l'histoire des sciences de l'homme et de la psychologie, tout en gardant une attention sur le contexte historique de formation des concepts. Elle aborde ainsi les études culturelles dans l'anthropologie nord-américaine, les études « inter ethniques » de l'École de Chicago, le courant de l'interactionnisme symbolique et les travaux sur l'interculturalité, mais aussi ceux de quelques anthropologues et sociologues connus (les structures universelles de l'esprit humain de Lévi-Strauss,

1 Izard remarquait : « Il n'y a pas de définition possible – générale, exhaustive et non ambiguë – de la culture, telle qu'elle permettrait de rendre compte en toute rigueur de l'existence d'un nombre fini de cultures historiques clairement distinctes les unes des autres » (P. Bonte & M. Izard, *Dictionnaire de l'ethnologie et de l'anthropologie*, Paris, P.U.F., 1991, art. « culture »).

2 J.C. Kaufmann, *L'invention de soi*, Paris, Armand Colin, 2004, p. 34.

3 L'auteur s'inspire essentiellement des travaux de C. Camilleri sur la construction identitaire et la psychologie des rapports interculturels.

l'habitus de Bourdieu, le syncrétisme selon Bastide). La seconde et la troisième partie ont en commun de s'intéresser aux ressources identitaires des acteurs. La seconde porte sur les ressources concrètes comme les marquages identitaires du corps et du territoire. La troisième porte sur les ressources symboliques, celles qui se fondent sur l'appartenance, à travers les identités se déclinant dans les domaines ethnique et religieux. L'identité culturelle se termine sur un chapitre où l'auteur détaille les processus en jeu dans le « traitement psychosocial de l'altérité », puisant dans les travaux de psychologie sociale sur la construction socio-cognitive de la différence (catégorisation sociale, stéréotypie, biais pro/endo-groupe, etc.) et sur les mécanismes participant du traitement de la différence.⁴ Tout au long de l'ouvrage, l'auteur garde un regard critique sur les théories exposées et essaie de montrer leurs limites et leurs avantages en ce qui concerne la validité des connaissances empiriques produites et la démarche scientifique des recherches présentées. S'appuyant sur ses connaissances particulièrement approfondies du domaine, Vinsonneau offre au lecteur un descriptif précis, détaillé et synthétique, mais sans prétendre à l'exhaustivité, des acquis théoriques et empiriques sur les notions d'identité et de culture.

Toutefois, à la question « qu'est-ce que l'identité culturelle ? », la réponse reste malgré tout fragile. Bien que montrant les apports de la psychologie sociale sur les mécanismes socio-cognitifs dans le traitement de l'altérité et signalant l'apport des travaux sur les formes de marquages identitaires (le corps) et sur l'identité d'appartenance (territoriale, ethnique et religieuse), manque à ce résumé minutieux une vision d'ensemble de laquelle se dégagerait une

synthèse, le descriptif autoptique⁵ étant insuffisant pour constituer un apport scientifique. En effet, on s'en tient ici à un cumulatif d'acquis théoriques et empiriques et la conceptualisation de la notion d'identité culturelle reste minimaliste, se contentant d'une distinction commune entre ressources et stratégies, du point de vue de l'acteur.

Par exemple, bien que l'auteur expose les théories de l'ethnicité adoptant un point de vue « instrumentaliste », elle ne fait pas l'effort de les articuler ensemble, alors qu'une réflexion sur la transposition empirique de ces théories amènerait à envisager leur complémentarité, mais aussi leur différenciation selon la nature des informations considérées, chacune mettant en évidence un ensemble de variables se subsumant sous une dimension spécifique – les variables étant choisies selon des critères différents propres aux recherches exposées.

De plus, l'auteur ne distingue pas ce qui, dans une recherche scientifique, relève du cadre théorique et de la problématique. Ainsi, les questions de recherche et les hypothèses des études présentées sont constamment éludées de la présentation,⁶ alors qu'elles représentent des impératifs nécessaires à la compréhension de l'apport et des limites de toute recherche scientifique.

Ainsi, il manque à « L'identité culturelle » une réelle envergure théorique qui aurait permis d'articuler l'ensemble des recherches et de montrer en quoi et comment nos disciplines ont avancé au niveau des connaissances sur l'identité culturelle – ce qui est différent de montrer que les terrains, les définitions et les théories évoluent. Notons que cette critique n'est pas spécifique à cet ouvrage mais pourrait s'adresser à nombre d'ouvrages de synthèse dans nos

4 Signalons que certains travaux de l'auteur portent sur ces thématiques, notamment *L'identité des jeunes en société inégalitaire* (L'Harmattan, 1996) et *Inégalités sociales et procédés identitaires* (A. Colin, 1999).

5 Terme utilisé par Ampère pour décrire les faits apparaissant immédiatement, par simple inspection de l'objet étudié, sans tentative d'organisation ni de classification.

6 Si cette distinction est parfois absente des recherches elles-mêmes, alors le signaler serait une condition minimale pour rendre compte de l'état du savoir dans le domaine considéré.

disciplines. C'est peut-être l'une des raisons pour lesquelles elles sont considérées comme des sciences « molles », tant elles sont peu disposées à réaliser une véritable synthèse de leur acquis théoriques et empiriques.

Signalons enfin des problèmes d'écriture scientifique sur deux aspects différents : d'une part les citations et la construction de la bibliographie, d'autre part la construction du texte. Tout au long de l'ouvrage, l'auteur ne cite pas méthodiquement les sources de ses citations (référence et page) et les références citées dans le texte ne trouvent pas systématiquement leur complément dans la bibliographie, rendant parfois impossible la consultation des sources absentes. Enfin, la construction cohérente du texte est inachevée dans certains chapitres de

l'ouvrage qui se terminent sur les résultats empiriques d'une recherche censée illustrer des acquis dans un domaine d'étude spécifique, sans qu'une synthèse soit proposée au lecteur permettant de ponctuer sa lecture.

Stéphane Cullati

*Institut d'anthropologie et de sociologie
Faculté des Sciences Sociales et Politiques*

Université de Lausanne, BFSH 2

CH-1015 Dorigny (Vaud)

Stephane.Cullati@unil.ch

et

*Centre de sociologie des représentations
et des pratiques culturelles*

Département de sociologie, UFR SHS

Université Pierre Mendès France, B.P. 47

F-38040 Grenoble Cedex 9

Reihe «Gesellschaft Schweiz»

Seismo

Christian Suter, Isabelle Renschler, Dominique Joye (Hrsg.)

Sozialbericht 2004

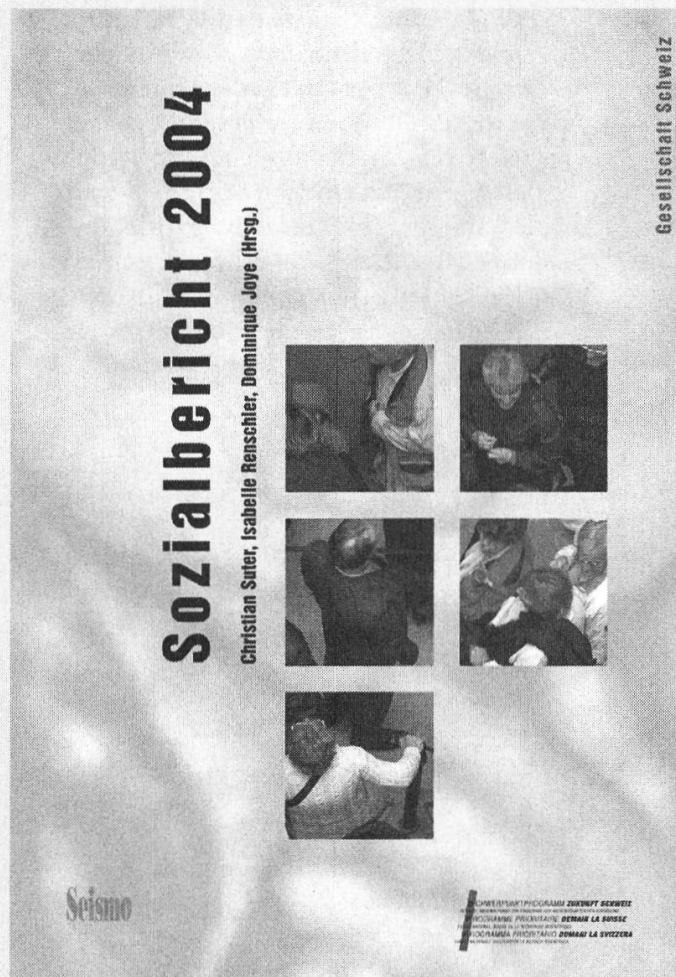
Der Sozialbericht 2004 zeichnet anhand von systematisch gesammelten Daten und Indikatoren ein Bild der aktuellen Schweiz. Wie steht es um die Lebensbedingungen der Bevölkerung? Was beschäftigt die Menschen in diesem Land? Was trennt und was verbindet sie? Sind die politischen Verfahren und Institutionen in der Lage, legitime Lösungen für die drängenden aktuellen gesellschaftlichen Fragen und Auseinandersetzungen zu finden? Welche Leistungen erbringt der Schweizerische Sozialstaat, was sind seine Kosten und wie schneidet er im Vergleich zu anderen europäischen Ländern ab? Was muss in der Umweltpolitik geändert werden, dass wir unsere natürliche Umwelt nachhaltig nutzen und für unsere Kinder und Nachkommen erhalten können?

Der Sozialbericht beschreibt aber auch, wie sich die Schweiz im 20. Jahrhundert verändert hat. Er zeichnet insbesondere den Wandel der letzten Jahre nach, der die aktuelle Situation in diesem Land geprägt hat. Wie es der Titel andeutet, ist dieser Bericht eine Folgepublikation der früheren Ausgabe, des Sozialberichts 2000. Die in diesem Band erstmals aufbereiteten Daten und Grafiken wurden für den Sozialbericht 2004 fortgeschrieben, aktualisiert und durch ausgewählte neue Indikatoren ergänzt. Alle diese Indikatoren sind grafisch dargestellt und finden sich zusammen mit den entsprechenden Daten auf der CD-ROM, die diesem Band beigelegt ist. Der Sozialbericht 2004 ist auch in französischer Sprache erhältlich unter dem Titel Rapport social 2004. Details und aktuelle Informationen zum Sozialbericht: www.sidos.ch.

Christian Suter (1956) ist Professor für Soziologie an der Universität Neuenburg.

Isabelle Renschler (1967) ist Doktor der Politikwissenschaft und Mitarbeiterin von SIDOS.

Dominique Joye (1955) ist Direktor des sozialwissenschaftlichen Datenarchivs der Schweiz, SIDOS, und Professeur associé an der Universität Neuenburg.



ISBN 3-03777-022-8, 300 Seiten, Fr. 38.— / Euro 26.—

www.seismoverlag.ch info@seismoverlag.ch